

Ian King

Der verhinderte Offizier

Der junge Tucholsky über Militär und Pazifismus

»Du sollst nicht töten!«, hat einer gesagt.
Und die Menschheit hörts, und die Menschheit klagt.
Will das niemals anders werden?
Krieg dem Kriege!

Und Friede auf Erden.¹

Altes Denken, kann man einwenden. Du sollst nicht töten? Auch die Kinder Israels haben sich um das Gotteswort nicht gekümmert, sondern immer wieder Krieg geführt. Heute ist's nicht anders. Von Burma über Afghanistan nach Darfur scheint das sechste Gebot nicht mehr aktuell.

Diesen Zynismus kann ich nicht teilen.

Ich komme aus der Hauptstadt eines Landes, das in den letzten zehn Jahren vier Kriege geführt hat oder noch führt. Der Premierminister, der unsere Truppen nach Sierra Leone, Jugoslawien, Irak und Afghanistan schickte, fristet die letzten Jahre seines Politikerlebens ironischerweise als »Friedensemässar« im Nahen Osten. Kurz: Auch im neuen Jahrtausend wird ein bisschen viel getötet. Was wurde, was wird dabei gewonnen? Die Israeliten gerieten in die Babylonische Gefangenschaft, kamen später unter römische Herrschaft. Die Amerikaner töteten in Indochina eine Million Menschen, die Russen besetzten Afghanistan; jetzt sitzen NATO-Truppen dort fest und wissen genau so wenig wie die jungen Sowjetrekruten, wofür. Wer also fragt: Sind Tucholskys Schriften über den Krieg 72 Jahre nach seinem Tod noch aktuell, dem antworte ich: leider ja. Vom Frieden auf Erden scheinen die Menschen genau so weit entfernt wie 1919, nach dem angeblichen »war to end all wars«, der der allerletzte sein sollte und es nicht war. Der Krieg starb nicht aus, als sein Kritiker 1935 im schwedischen Exil die Augen schloss. Wenn wir den Frieden wollen – und ich unterstelle

allen Anwesenden, sie wollen das so sehr wie ich – können wir von Kurt Tucholsky etwas lernen.

Heißt das allerdings, Tucholsky sei bereits als Pazifist auf die Welt gekommen und immer konsequent auf der Antikriegsstraße weiter marschiert? Schon 1912 setzt er in einem kurzen Gedicht die beiden Begriffe »Kriege« und »Mord« gleich,² analysiert zwei Jahre später akribisch den Propagandamechanismus, durch den die Regierungen ihre Bürger zum Krieg aufstacheln.³ 1919 avanciert er zum vielleicht bekanntesten Militärkritiker seines Landes. Diese erste These lautet also: Tucholsky ist als fertiger Friedenskämpfer geboren, wie die Göttin Pallas Athene aus dem Haupt des Zeus. Aber Vorsicht. Tucholsky lebte in Berlin, nicht auf dem Olymp. Er diente im Ersten Weltkrieg, wurde befördert, dachte gar an eine Karriere bei der Militärpolizei: der verhinderte Offizier.

Wie ist dieser Widerspruch zu verstehen? Vereinfachungen bringen uns nicht weiter. Für die Analyse haben wir drei Quellen: Tucholskys veröffentlichte Werke, seine Privatbriefe und die Kommentare seiner Zeitgenossen. Wir brauchen auch historische Kenntnisse der Art, wie sie uns Wolfram Wette geliefert hat. Und wir haben *eine* Tatsache stets mitzudenken: Hier geht's um einen *jungen* Mann, der im Leben seinen Weg machen will, privat und beruflich. Dabei können aus Zeitgründen nicht alle militärkritischen Artikel analysiert werden, sondern wir konzentrieren uns auf Essays, Gedichte und Briefstellen von besonderer Bedeutung für seine Entwicklung: zuerst ein »kleines Gespräch«, dann die mit der Freundin per Brief abgesprochene Berufsplanung im Herbst 1918, anschließend seine Kritik an Gustav Noskes Aufbau der neuen Reichswehr, zuletzt Tucholskys mutiger Auftritt bei der Gründungskundgebung eines Antikriegsvereins im Dezember 1919. Aber vorher als Anfangsfrage: Was wissen wir über die ersten dreißig Jahre von Tucholskys Werdegang?

Im Januar 1890 erblickt er das Licht der Welt, oder zumindest das von Berlin-Moabit. Sein Vater Alex ist wohlhabender Direktor einer Bank, der Berliner Handelsgesellschaft. Alex Tucholsky stirbt, als sein ältester Sohn 15 Jahre alt ist. Mit der Mutter Doris kommt Kurt schlecht aus, mit dem preußischen Schulsystem ebenfalls, aber er schafft als Externer das Abitur, studiert Jura an der Berliner Friedrich-

Wilhelms-Universität sowie in Genf. Hatte er als Schüler nationalistische Geschichtsaufsätze verfasst, die im Rückblick eine unfreiwillige Komik ausstrahlen, fand er schon 1907 den Weg zum *Ulk*, der wöchentlich erscheinenden satirischen Beilage des liberalen *Berliner Tageblatts*, glänzte dort mit einer kurzen, aber bissigen Satire gegen den wenig aufgeklärten Kunstgeschmack des Kaisers Wilhelm II. Ab 1911 erscheinen Glossen und Gedichte des 21-Jährigen im sozialdemokratischen Zentralorgan *Vorwärts*, darunter ein schon erwähntes »Kleines Gespräch mit unerwartetem Ausgang«, das den tödlichen Unfall des Flugschülers Adolf Pachmayr in Berlin-Johannisthal ironisch thematisiert. Beim Versuch, den Höhenrekord eines französischen Fluglehrers zu überbieten, ist Pachmayr abgestürzt. Der Herrgott auf seinem Wolkenkissen war nämlich von dem Eigenlob des Möchtegern-Himmelsstürmers wenig erbaut:

»Was sagen Sie zu unserem Siege?
Wir brachen spielend den Rekord.
Wozu? – Wir brauchen das zum Kriege.«
»Zum Krieg? – Zum Mord!«

antwortet der Erzürnte, lacht aus vollen Backen, und das Flugzeug kippt um.⁴ Nun ist das noch keine literarische Glanzleistung; aber das nicht sehr bekannte Gedicht beweist, dass Tucholskys umstrittener Spruch von August 1931, »Soldaten sind Mörder«⁵ bei ihm 19 Jahre vorher im Kopf spukte.

Die Broschüre eines geradezu kriegswütigen Medizinalrats der Landwehr, im Sommer 1914 veröffentlicht, reizt den Studenten Tucholsky zum Widerspruch, ebenfalls im *Vorwärts*. »Jener herrliche, niederrasende Haß« auf die möglichen Kriegsgegner, den der Medizinalrat fordert, lehnt der aufgeklärte Tucholsky ab:

Man muß nicht vergessen, dass moderne Kriege wesentlich auf kapitalistischen Gründen beruhen und daß alles andere ein wohl angelegter Schwindel ist: die Volksbegeisterung und die flatternden Fahnen und die Orden und all das.⁶

Drei Wochen später, unmittelbar vor dem Kriegsausbruch, spottet er in einer Prosasatire über eine Reihe lautstarker Demonstranten für den Krieg: Der eine faselt vom süßen Sterben fürs Vaterland, weil er als

»Landsturmmann ohne Waffe« nicht eingezogen werden kann, der zweite ist ein Snob, der dritte ein dummer Junge, das Ganze ein von der Regierung bezahlter Schwindel.⁷ Dass Tucholsky – anders als etablierte Schriftsteller, von Gerhart Hauptmann bis Ludwig Ganghofer – jeder Nationalbesoffenheit, jeder Beschimpfung des Feindes, jedem Aufruf zur Rache widersteht, ist zu dieser Zeit keine Selbstverständlichkeit, sondern ihm hoch anzurechnen: Das Training bei den oppositionellen Genossen hat offenbar gut angeschlagen.

Bisher haben die Anhänger meiner ersten These das Wort gehabt: Das heißt, auch der junge Tucholsky war angeblich ein allzeit bereiter Kämpfer gegen den Krieg. Doch Vorsicht. Ohne den Kriegsskeptiker Tucholsky zu desavouieren, muss man hinzufügen, dass unser Held als Mensch und als Schriftsteller viele Facetten hat, die das Bild eines konsequenten Pazifisten fürs Erste trüben. *Viele* Antikriegsartikel schreibt er vor August 1914 nicht; für sein damaliges Schaffen typischer sind unpolitische Theater- und Bücherrezensionen in Siegfried Jacobsohns kleinem Blatt *Die Schaubühne*. 1918 tauft sie der Herausgeber in *Die Weltbühne, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft* um, Tucholsky benutzt sie als seine politische Lieblingsplattform; aber in der Vorkriegszeit ist Ignaz Wrobel, Pseudonym für seine wichtigsten Polemiken, dort kaum anzutreffen. An ein Leben als Journalist und Zeitkritiker denkt der Student nicht; nach einem Gespräch mit dem sieben Jahre älteren Franz Kafka notiert dieser, dass Tucholsky nach dem Studium Verteidiger werden will. Um die beruflichen Chancen zu erhöhen, aber vielleicht auch, um seine Einberufung um einige Monate hinauszuziehen, promoviert er im Februar 1915 an der Universität Jena mit einer Dissertation über Hypothekenrecht, meiner Ansicht nach sein einziges langweiliges Werk.⁸

Was macht er dann –? Verweigert er den Kriegsdienst, wird er eingesperrt wie später Karl Liebknecht, oder flieht er ins neutrale Ausland? Nein, er lässt sich brav einziehen wie Millionen andere auch, hat das Glück, nicht in den Stellungskrieg an der Westfront, sondern nach dem etwas ruhigeren Osten geschickt zu werden. Ein richtig schießender Soldat wird er nie, obwohl der Bau von Unterständen direkt an der Ostfront 1915 nicht ungefährlich war. Doch bald kann er sich als Jurist in der Etappe nützlich machen, im November 1916 kann er sich

von der Gefahr eines Frontbefehls und den Saufritualen seiner Vorgesetzten wenigstens eine Zeitlang befreien. Für seine Kollegen der Fliegerschule Ost im kurländischen Alt-Autz schafft er eine Militärzeitung: *Der Flieger*. Diese Tat wurde in der Nachkriegszeit, unter anderem von Karl Kraus, heftig kritisiert, auch Michael Hepp greift Tucholsky deswegen an.⁹ Ich finde solche Kritik überzogen: Es war Krieg, Tucholsky mittendrin, wollte überleben. Dumm wie Hašeks braver Soldat Schwejk konnte sich der *Dr. juris* nicht stellen, warum also nicht von der eigenen Klugheit profitieren? Andererseits sieht jeder Leser des Machwerks, dass die angestrebte unpolitische Kulturzeitschrift unter dem Einfluss von Tucholskys Vorgesetzten bald ins rechte, alldeutsche Fahrwasser übergeht. Nach kurzer Zeit distanziert er sich vom Blatt in Briefen an den Dichter Hans Erich Blaich, berichtet von den Rüffeln, die er bekommt, wenn er besonders widerwärtige Artikel nicht bringt, und fügt resigniert hinzu:

Über den *Flieger* sind wir uns doch einig. Ich arbeite nur noch mit dem größten Widerwillen daran; es ist nicht möglich, mit Behörden etwas Gescheites zu machen, und ich verspüre keine Lust, mich etwa zum Märtyrer einer Sache aufzuwerfen, die mich nichts angeht.¹⁰

Angesichts der Gefährdung jedes Soldaten im Krieg neige ich dazu, den *Flieger* als eine eher lässliche Sünde zu betrachten. Dass Tucholsky hingegen noch im September 1918 die Leser der *Frankfurter Zeitung* zur Zeichnung der neunten deutschen Kriegsleihe aufforderte, womit der längst verlorene Krieg weiter finanziert werden sollte, beweist weder militärische noch finanzielle Weitsicht.¹¹ Unfehlbar war Tucholskys Urteilskraft nicht.

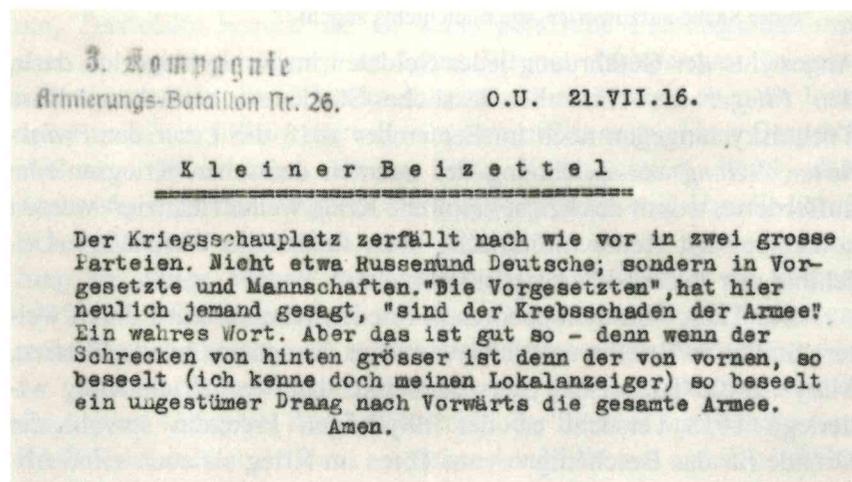
Die These von dem geborenen Friedenskämpfer wird durch weitere Stellen in Briefen an Blaich sowie an die spätere zweite Ehefrau, Mary Gerold-Tucholsky, zuerst verstärkt, dann jedoch eindeutig widerlegt. 1918 versucht er, der 19-jährigen Freundin sowohl die Gründe für das Beschönigen vom Töten im Krieg als auch seine Abneigung dagegen klarzumachen. Ich zitiere die wohl nicht allgemein bekannte Stelle aus einem Brief vom 17. August 1918:

Er [seine Anredeform für Mary] fragt, warum die, die im Kriege Menschen töten, noch Blech angehängt bekommen zur Belohnung. Weil alle Moral auf

Nützlichkeit aufgebaut ist. [...] Diebstahl ist deswegen so verschrien – in der Hauptsache – weil er uns schadet. Und dieser Mord [also die Tötung eines Feindes im Krieg] soll nutzen, und es ist noch nicht – nach 6000 Jahren noch nicht – in die Köpfe gegangen, daß Blut Blut ist und daß es keinen geheiligten Mord geben darf.¹²

»Soldaten sind Mörder« lässt sich noch einmal erahnen. Den Größenwahn seiner Kollegen registriert Tucholsky in seinen Briefen ebenfalls gnadenlos: »Die Vorgesetzten«, hat hier neulich jemand gesagt, »sind der Krebschaden der Armee«¹³, sie seien zwar »bestimmt nicht am Kriege schuld – aber an manchem andern«¹⁴ liest sich wie ein Vorgeschmack auf die »Militaria«-Serie. Im Gedanken steht Tucholsky bei den Unterdrückten, das ist klar; auch die spätere journalistische Tätigkeit beim *Tageblatt* und der *Weltbühne* lässt grüßen.

Der junge Tucholsky hat aber auch eigene, private Gedanken. Wie so viele andere sehnt er das Ende des Krieges herbei, zieht im Juni 1917 einen späteren Umzug nach Schweden in Betracht,¹⁵ lässt sich zum Unteroffizier im von den Deutschen besetzten Rumänien be-



fördern, überlegt gar kurz vor Kriegsende, nicht nur das Angebot einer Redaktionsstellung beim *Berliner Tageblatt*, sondern als Alternative eine Militärkarriere. Die einzelnen zu verfolgenden Schritte geht er in einem Brief an Mary genau durch: zuerst die anstehende Beförderung zum Kommissar in Rumänien, dann Rückkehr nach Kurland, um der Freundin einen passenden Lebensunterhalt anbieten zu können, Heirat wohl inbegriffen.¹⁶ Und siehe da: Er muss wohl in der Tat schöne Berichte über seine Tätigkeit geschrieben haben, denn die angestrebte Beförderung zum Feldpolizeikommissar folgt wie erhofft am 24. Oktober 1918. Jetzt soll er sein eigenes Polizeirevier in Calafat an der Donau leiten, das Gehalt soll etwas höher sein als das eines Hauptmanns. Er ist *de facto* Offizier geworden.¹⁷ Warum es nicht bleiben? Seine beiden Pläne – vom *Tageblatt*-Chefredakteur Theodor Wolff aus dem Militärdienst nach Berlin reklamiert, also befreit zu werden, oder eben in diesem Dienst aufzusteigen – gehen parallel in Erfüllung, was den schlaunen Planer zunächst in Verwirrung bringt.

links: »Kleiner Beizettel« zum Brief an Hans Erich Bleich vom 21. Juli 1916.

rechts: Tucholsky in Rumänien im September 1918.



Originale im Deutschen Literaturarchiv Marbach.

Im selben Brief schreibt er an Mary:

Ich glaube nicht, daß ich nach Hause gehe. Die Reklamation [durch Wolff] wird in diesen Tagen hier ankommen, ich halte es aber für ausgeschlossen, daß sie mich loslassen, und ich will auch gar nicht. Denn was sich da zu Hause begibt [...].¹⁸

Will er sich nur über die Möglichkeit hinwegtrösten, dass er vielleicht gar nicht nach Berlin darf – wie etwa der Fuchs in der Fabel, der die zu hoch hängenden Trauben für sauer erklärt? Oder neigt er wirklich der Offizierskarriere zu? Noch besser passt zu seinem Gemütszustand wohl eine andere Redensart: Lieber den Spatz – die gutbezahlte Stelle als Polizeikommissar – in der Hand als die Taube – die Journalistenkarriere in der Reichshauptstadt – auf dem Dach. Als Wolffs Reklamation eintrifft und erwartungsgemäß von Tucholskys Vorgesetzten zunächst abgelehnt wird, kann er sich noch immer nicht entscheiden: »Sie lassen mich natürlich nicht gehen«, stellt er im Tonfall des Bedauerns fest, »und ich hoffe, daß mich das nicht die Stellung [beim *Tageblatt*] kosten wird. Ich will heute noch an den Chefredakteur schreiben [also an Wolff]«. ¹⁹ Das hört sich an wie eine Präferenz für Berlin, bis Tucholsky wenig begeistert hinzufügt: »Ich muss sagen, daß ich nicht gedrängt habe«²⁰, also nach dem Abgang aus Rumänien. Auch die scheinbare Alternative – die Offizierskarriere – hat noch immer ihren Reiz, ob wegen des geplanten Zusammenlebens mit Mary bei billigeren Lebenshaltungskosten als in Berlin oder wegen seiner wiederholten Furcht vor dem kulturellen Niedergang Deutschlands. Offenbar steht Tucholskys Entscheidung noch Anfang November 1918, genau eine Woche vor Ausbruch der Revolution, auf Messers Schneide.

Hier meinen vielleicht einige: schlechter Mensch, der Tucho. Denkt nur an Geld und schöne blonde Frauen. Abgesehen davon, dass solche Gedanken in keinem Gesetzbuch verboten werden: Er ist noch immer keine 29, dient an der Donau, Tausende Kilometer von Berlin und noch weiter von der Geliebten in Kurland entfernt. Er zweifelt nicht nur an der Zukunft seiner Heimat, sondern trotz einiger journalistischer Erfolge der Vorkriegszeit wohl an der eigenen schriftstellerischen Begabung und der Möglichkeit, Mary und sich selbst davon zu

ernähren. Die Beziehung wird immer gefährdet bleiben; vielleicht ahnt er schon, dass er nicht ohne sie, aber auch nicht mit ihr leben können. Materielle Sorgen als zusätzliches Problem braucht er wirklich nicht. Kein Wunder, dass er zögert wie ein zweiter Hamlet. Auch keine Denkmalschändung, wenn ich daran erinnere.

Wer weiß, wie sich Tucholsky bei wirklich freier Wahl zwischen beiden Alternativen entschieden hätte? Ich vermute, er wäre zum Journalismus, zum *Tageblatt* und zur *Weltbühne* zurückgekehrt, hätte also die Möglichkeit einer Militärkarriere an den Nagel gehängt, aber das ist nicht zu beweisen. Was zählt, ist: Letzteres wurde mit einem Schlag unmöglich. Durch das plötzliche deutsche Waffenstillstandsersuchen kam es zur sofortigen Räumung Rumäniens; die Abschaffung der Militärpolizei, also von der Karriereleiter, auf der Tucholsky emporgeklettert war, stand unmittelbar bevor, als er nach der Revolution in Berlin eintraf. Dass er von einem anderen Truppenteil übernommen worden wäre, geschweige denn dort hätte aufsteigen können, war bei den zu erwartenden Kürzungen im Militärbereich unwahrscheinlich, angesichts seiner Ablehnung der später von Noske gebildeten rechtsextremen Freikorps geradezu ausgeschlossen. Letzten Endes blieb ihm trotz aller vorherigen Unsicherheit die Qual der Wahl erspart, der Offizier wurde verhindert. Damit blieb uns der Polemiker und Zeitkritiker, Satiriker und hervorragende Stilist erhalten.

Im zweiten Teil des Vortrags befasse ich mich mit Tucholskys wichtigsten militärkritischen Artikeln von 1919 und 1920: Sie bilden eine zunehmend sichere, immer konkreter und konstruktiver wirkende Polemik. Nach der »Militaria«-Serie werfen wir einen Blick auf seinen journalistischen Feldzug gegen Reichswehrminister Gustav Noske sowie auch auf die Gründung des Friedensbundes der Kriegsteilnehmer und dessen Berliner Kundgebung von Dezember 1919, die meiner Meinung nach für Tucholsky ein Schlüsselerlebnis war. Wir besprechen auch den antidemokratischen Kapp-Putsch und die Lehren, die er daraus zog, vor allem in einigen wichtigen Artikeln in der *Freiheit*, dem Zentralorgan der Unabhängigen Sozialdemokraten. Nur einmal wurde Tucholsky Mitglied einer politischen Partei – eben der USPD, von März 1920 bis zu ihrer Wiedervereinigung mit der Mutterpartei SPD zwei Jahre später.

Tucholskys »Militaria«-Serie, in den ersten Monaten von 1919 in der *Weltbühne* erschienen, gilt allgemein als Sternstunde seiner Militärkritik. Hier die Zusammenfassung seiner Argumente durch den Autor selbst:

Die Stellung des deutschen Offiziers zum Mann war etwa die eines Dresseurs zu einem verprügelten Hund. Das Offiziercorps hat sich im Kriege auf dem Dienstwege Verbesserungen in der Verpflegung verschafft, die ihm nicht zukamen. Das Offiziercorps hat von unrechtmäßigen Requisitionen seiner Angehörigen gewusst und hat sie stillschweigend geduldet. Der deutsche Offizier hat in sittlicher Beziehung im Kriege versagt. Der Geist des deutschen Offiziercorps war schlecht.²¹

Das hört sich radikal genug an, besonders wenn man an die übertriebene Hochachtung denkt, die große Teile des deutschen Bürgertums den preußischen Offizieren und dem Militarismus entgegenbrachten. Hier wurde an einem Idol gekratzt; dass dieses seit Jahren auf tönernen Füßen stand, war bis zu den negativen Erfahrungen im Weltkrieg nur wenigen sozialdemokratischen Linken wie Karl Liebknecht klargeworden. Jetzt schrie die Rechte Zeter und Mordio, faselte von Nestbeschmutzung; Tucholsky ging jedoch unbeirrt seinen antimilitaristischen Gang, legte weitere Missstände bloß.

Hier unternimmt Tucholsky eine ethisch motivierte Abrechnung mit den Weltkriegsoffizieren, bewältigt die Vergangenheit, klagt vielleicht unbewusst auch sich selbst an.²² Anklage und Urteil gegen die Offiziere taten dringend not. Noch wichtiger war jedoch die konstruktive Frage, wie das deutsche Heer der Zukunft aussehen sollte, wenn es denn existieren würde. Bis Februar 1920 machte Tucholsky mit seinen Vorschlägen dazu keine gute Figur. Er laviert zwischen abstraktem Idealismus, schroffer Negation und Akzeptanz der Versailler Heeresbeschränkungen.

Konkret: Zunächst verlangt Tucholsky im Februar 1919, dass die neue Armee ein Bruch mit der alten sein soll, »die Schule des freien Mannes, eine lebende Einheit von Offizieren und Mannschaften«; der Offizier sollte »ein befehlender Kamerad« sein.²³ Schön und gut, aber wo sollten die Rekruten herkommen? Nach den brutalen Übergriffen der Freikorps im Bürgerkrieg der ersten Monate von 1919 gibt Tucholsky eine deutliche, aber eher unpraktische Antwort. Ein anderer

Militärkritiker, Arno Voigt, hatte versucht, sich den deutschen Offizier der Zukunft auszumalen: als geistigen Menschen. Tucholsky zuckt die Achseln; für diesen Beruf würde sich kein geistiger Mensch hergeben. Dann lässt er in seiner Rezension Voigt die Frage noch einmal stellen: »Welcher Offizier der Zukunft wird denn von dir herbeigewünscht?« und antwortet schnörkellos: »Gar keiner.«²⁴ Eine eher unpraktische Haltung. Deutschland brauchte, wie von Voigt richtig gefordert, demokratisch gesinnte Offiziere. Die Suche nach geeignetem Personal hat Tucholsky jedoch im Juni 1919 vorläufig aufgegeben. Jetzt sollen seiner Ansicht nach der Preußenmarsch, die Militärmusik endgültig schweigen.²⁵ Die von den siegreichen Alliierten im Friedensvertrag verfügte Beschränkung der Reichswehr auf 100.000 Mann und das Verbot bestimmter Waffenarten dürften Tucholsky von allen Klauseln am wenigsten erschreckt haben, hatte er schließlich vor Ankündigung der Bedingungen solches geradezu herbeigesehnt:

Und nur ein Friede kann uns retten,
Ein Friede, der dies Heer zerbricht,
Zerbricht die alten Eisenketten –
Der Feind befreit uns von den Kletten.
Die Deutschen selber tun es nicht.²⁶

Jetzt steht Tucholsky wieder an einem Scheideweg: Resignation und Rückzug, oder ein öffentlicher Feldzug gegen diejenigen in Deutschland, die die alten Offiziere und deren Werte in der Gesellschaft hochhalten. Er wählt die zweite Alternative, beginnt sich intensiv mit der Arbeit von Reichswehrminister Noske zu beschäftigen.

Gustav Noske war der am meisten umstrittene Sozialdemokrat seiner Zeit. Dass er für die aus der Revolution hervorgegangene Regierung Truppen aufstellte, wurde von den meisten Parteifreunden respektiert. Die durch seinen Befehl wieder in Lohn und Brot Gesetzten dankten es ihm auf ihre Art, wie wir am Kapp-Putsch sehen werden. Die Gegner von links hingegen verteilten Noskes Wirken, das durch seine Soldaten nur noch verschlimmerte Blutvergießen in den Arbeitervierteln. Dass der Minister an der Rolle des »Bluthunds« gegen die Revolutionäre Gefallen fand, vertiefte die Spaltung der Lin-

ken, schwächte die Republik und erleichterte Jahre später Hitlers Machtergreifung, hieß es.

Erst die Noske-Biographie von Wolfram Wette ermöglicht ein objektives Gesamturteil.²⁷ Noskes Entscheidung, antirepublikanisch gesinnte Offiziere und Freikorpsabenteurer zur Grundlage der neuen Armee zu nehmen, war ein verhängnisvoller Fehler. Nacheinander ließ der Minister sozialdemokratische Soldaten- und Matrosenräte entmachten sowie Mitglieder des republikanischen Führerbundes schikanieren und unterdrücken, vertraute jedoch blindlings den alten Offizieren. Diese führten zwar Noskes Befehl, aufständische, mit der Waffe in der Hand kämpfende Arbeiter standrechtlich zu erschießen, freudig aus, erweiterten ihn auch um die Variante, gefangen genommene Linke wie Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und Gustav Landauer kaltblütig zu ermorden, die Taten zu vertuschen und sich vor einem Militärgericht von Kameraden freisprechen zu lassen. Als einige der gegenrevolutionären Glücksritter auf Anordnung der Alliierten entlassen werden sollten, organisierten sie einen kleinen Hochverrat, der Berliner Militärbefehlshaber machte mit. Daher lautet die korrekte Bezeichnung des Vorgangs von März 1920 »Kapp-Lüttwitz-Putsch«. Der Stabschef Hans von Seeckt verweigerte der Regierung jede Hilfe mit den kühlen Worten: »Truppe schießt nicht auf Truppe.« (Also *de facto* ein weiterer Hochverräter!) Die gewählte Regierung, auch Noske, floh Hals über Kopf nach Stuttgart, die Freikorps besetzten Berlin. Ein Generalstreik der Arbeiter und Beamten machte dem antirepublikanischen Spuk nach vier Tagen ein Ende, aber auch Noskes Ministerkarriere war nicht mehr zu retten. Die Parteifreunde sorgten für ihn: Er wurde und blieb bis Februar 1933 Oberpräsident der Provinz Hannover.

Mit seiner negativen Bewertung des Ministers hielt Tucholsky nicht lange hinter dem Berg. Die Wiedereinführung der alten Kommandogewalt, mit Grußzwang gegenüber den diskreditierten Offizieren verbunden, galt ihm im Februar 1919 als »kein froher Anfang«.²⁸ Im Herbst 1919 folgten Polemiken gegen den »Fortsetzer von Ludendorffs Tradition«²⁹ und »ehemaligen Sozialdemokraten«³⁰; auch Satiren in Prosa- und Gedichtform ergießen sich regelmäßig über des Ministers schuldiges Haupt, verbunden mit dem Ruf nach sofortigem

Rücktritt.³¹ Im Februar 1920, noch drei Wochen vor dem antidemokratischen Putsch, weist Tucholsky der Regierung endlich den Weg, den sie längst hätte beschreiten sollen:

Diese Republik hat niemals verstanden, ihre Macht wirklich aus sich selbst zu stabilisieren. Ein Heer? Die Gewerkschaften waren vollzählig da, gut und zuverlässig an Gesinnung, leicht zu bewaffnen und meist aus alten Soldaten bestehend. Noske [...] führte das alte Offiziercorps, dessen Macht erloschen schien, neuen herrlichen Zeiten entgegen.³²

Die Anspielung auf den großspurigen, nach dem Krieg nach Holland desertierten Kaisers ist keineswegs zufällig und alles andere als ein Kompliment. Nach Putsch, Versagen der Generäle, Flucht und Rückkehr der Regierung und Einsatz der gerade am Hochverrat beteiligten Truppen gegen die Arbeiter des Ruhrgebiets, fällt Tucholsky sein endgültiges Urteil über den mittlerweile zurückgetretenen Minister. Die Stelle möchte ich ausführlich zitieren: einmal, weil der Artikel aus der *Freiheit* von Juni 1920 erst 76 Jahre später wieder gedruckt wurde und dementsprechend relativ unbekannt ist; zum anderen, weil das Zitat meines Erachtens der historischen Wahrheit sehr nahe kommt. Der Mann, von dem die Rede ist, heißt natürlich Noske:

Ich halte es nicht für richtig, diesen Mann noch einmal in eine prominente Stellung zu setzen. Ich sage das nicht, weil er eine Politik getrieben hat, die mir in der Seele widerwärtig war, sondern weil er eine schlechte Politik gemacht hat. Er hat sich blamiert. Alle seine Voraussetzungen sind nicht eingetroffen, alle seine Beurteilungen von Menschen und Dingen waren falsch, alle seine Vorkehrungen sind gegen ihn ausgeschlagen, seine Pläne ins Wasser gefallen, seine Proklamationen Lügen gestraft. Dieses Unmaß von Kurzstirnigkeit wäre kaum mit dem größten Erfolg zu entschuldigen – bei Erfolglosigkeit ist es nicht zu ertragen. Der Mann hat kein Format [...]»³³

Der sich in der Revolution manchmal allzu idealistisch gebärdende Tucholsky weiß mittlerweile nicht nur, was für Fehler der sogenannte Realpolitiker Noske begangen hat, sondern wie sie wieder gutzumachen wären: durch Hinzuziehung von Gewerkschaftlern, durch Unterstützung des von Noske bisher unterdrückten Republikanischen Führerbundes von demokratisch gesinnten Unteroffizieren³⁴, durch die Entlassung und Bestrafung aller am Kapp-Lüttwitz-Putsch Beteiligten, durch die Abschaffung der Militärgerichte, die ihre Kollegen

nach frisch-fromm-fröhlichen Morden freisprachen, durch die Verwandlung der Reichswehr in eine zuverlässige Volksmiliz.³⁵

Man sieht: Tucholsky ist nicht mehr jung, idealistisch und naiv. Jetzt betrachtet er sich als Teil eines unabhängigen, linken, pazifistischen Gegen-Establishments. Wenn Noske und gleichgesinnte Minister wie dessen gleichermaßen überforderter Nachfolger Otto Geßler ihn nicht hören, gehen er und die Kollegen eigene Wege. Anfang Oktober 1919 gründen sie den Friedensbund der Kriegsteilnehmer, rufen ihre Landsleute zur Versöhnung mit den ehemaligen Weltkriegsfeinden auf. Bei ihrer ersten Kundgebung, am 14. Dezember 1919 im Berliner Lehrervereinshaus abgehalten, geht es wegen der Anwesenheit und der Morddrohungen einer Gruppe Reichswehrangehöriger hoch her; als Referent tritt ihnen Tucholsky, nur mit Worten bewaffnet, entgegen. Aber was für Worte! Hier ein Zitat aus dem Bericht in der linksliberalen *Berliner Volks-Zeitung*:

Der grünen Ecke in diesem Saal bemerke ich, daß hier nicht der Kasernenhof ist! Hier regiert nicht die große Schnauze, sondern die *beste Überzeugung!* [...] Niemand von uns kann den kalten, niederträchtigen Blick [des Offiziers] vergessen, der dem »Mann« galt. So sieht man keinen Hund an! [...] Sagen Sie [zu den mit Pistolen wild fuchtelnden Reichswehrleuten] Ihren *Führern*, daß mehr Mut dazu gehört, *nüchtern in eine solche Versammlung* zu gehen, *als besoffen das Kasino zu verlassen*.³⁶

Hier vermerkt der BVZ-Reporter »langanhaltenden, stürmischen Beifall«. Der kleine, dicke Berliner, der im Sommer 1918 von sich behauptete, »zum Märtyrer nicht das Zeug«³⁷ zu haben, bringt den nötigen Mut für diesen Auftritt auf. Die Schlußsätze von Tucholskys eigener Schilderung des Abends verraten den Grund. Er kann schreiben und reden, das ist nicht jedem vergönnt, das weiß er auch. Den anderen leiht er seine Stimme:

Ich habe viele Eindrücke aus der Versammlung mit nach Hause genommen – der leuchtendste und unvergeßlichste ist dies Bild. Ich hatte gesagt, daß die letzte kurländische Hure dem deutschen Offizier näher gestanden hat als sein eigener Landsmann, der Muschkot – der Saal erbrauste. Unten stand ein lehmgrau gekleideter schwarzer Mann, er schwenkte seine Mütze, und in seinen Augen war so viel Dankbarkeit. Er hörte nicht mich – er hörte sich.³⁸

Man sieht's: Die Zeiten haben Tucholskys Charakter radikalisiert, ihm neue Dimensionen verliehen. Der eher unpolitische Journalist der Vorkriegszeit, der Schreibstuhhengst und Militärpolizist, ist kein trockener Beamter geworden. Der Idealist hatte noch im Sommer 1919 eine etwas abstrakte »geistige Revolution«³⁹ verlangt, ohne sich mit den Ideen der Kommunistenführer Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg solidarisieren zu können; aber Ende des Jahres ist er konkret, kämpferisch und in der Ablehnung eines neuen Krieges korrekt. Aus dem Nein zu Noske entsteht ein zumindest kurzfristiges Ja zu den Zielen und Taktiken der Unabhängigen Sozialdemokraten, deren Wahlkampf im Mai und Juni 1920 er schriftlich unterstützt.⁴⁰ Nach dem USPD-Wahltriumph, sie vervierfachte ihre Stimmenzahl, nimmt er in der *Freiheit* gegen das Militär Stellung, unterzieht dessen aufgeblähten Monsteretat einer mathematisch fundierten, vernichtenden Analyse.⁴¹ Hindenburg und Ludendorff, die früheren Oberkommandierenden mit ihrer Dolchstoßlüge, die von der eigenen Verantwortung an der Niederlage ablenkte, bekommen genau wie die Arbeitermörder in den Freikorps dort ihr Fett ab. Eine weitergehende Analyse würde jedoch den Rahmen dieses Vortrags sprengen.

Fazit: Ein junger Mann sucht seinen Weg. Als Schriftsteller, als zum Kriegsdienst Eingezogener, als Journalist und als Friedenskämpfer. Tucholsky macht nicht auf Anhub alles richtig, prüft verschiedene Facetten seines Talents, überlebt den Krieg in Kurland und Rumänien, verspricht sich, nachher die Wahrheit über seine Militärerfahrungen zu erzählen, hält trotz aller Anfechtungen und Gefahren Wort. Beim allmählichen Reifungsprozess spielt Enttäuschung über sozialdemokratische Versäumnisse, vor allem Wut auf Noskes verfehlte Militärpolitik eine bedeutende Rolle. Tucholsky, der verhinderte Polizei-offizier, ist in seinem Gerechtigkeitsgefühl gestört, die zynischen Weltkriegsoffiziere und die Freikorps reizen ihn bis zur Weißglut. An einem entscheidenden Abend im Dezember 1919 bricht sich der lange aufgestaute Kampfesmut Bahn: bei der Kundgebung des Friedensbunds. Der Mann, der damals die Kollegen ermutigte und den bewaffneten Reichswehrleuten seine Verachtung ins Gesicht schleuderte – unten hörte man Rufe: »Wir wollen den Juden erschießen!«⁴² – dieser Mann ist kein Feigling, sondern ein reifer, tapferer Friedenssoldat. Er

weiß, wozu seine Gegner fähig sind, was Luxemburg und Liebknecht, Kurt Eisner und Gustav Landauer geblüht hat. Und verstärkt noch die Kampfesbotschaft in seiner Rede, bis die davon überwältigten Gegner murrend und maulend das Weite suchen. Wir haben den jungen, tastenden Tucholsky untersucht; wir haben an dem Abend teilgenommen, wo er meiner Ansicht nach zu einem Friedenskämpfer reifte. Das bleibt er dann sein Leben lang. Ehre seinem Andenken!

Anmerkungen

- 1 Theobald Tiger: »Krieg dem Kriege«, in: *Ulk*, 48. Jg., Nr. 24 (13.6.1919), S. 2. (GA 3, S. 195–196).
- 2 Kurt: »Kleines Gespräch mit unerwartetem Ausgang«, in: *Vorwärts*, 29. Jg., Nr. 106 (8.5.1912), 1. Beilage, S. 1. (GA 1, S. 50).
- 3 Anonym: »Der Sadist der Landwehr«, in: *Vorwärts*, 31. Jg., Nr. 181 (6.7.1914), Montagsausgabe, Beilage, S. 3. (GA 2, S. 190–192).
- 4 Siehe Anm. 2 und den Kommentar in GA 1, S. 475.
- 5 Ignaz Wrobel: »Der bewachte Kriegsschauplatz«, in: WB, 27. Jg., Nr. 31 (4.8.1931), S. 191–192. (GA 14, S. 347–348).
- 6 Siehe Anm. 3. (GA 2, S. 192).
- 7 Emil, Phili, Werner, Kurt: »Demonstranten-Briefe«, in: *Vorwärts*, 31. Jg., Nr. 202 (27.7.1914), Montagsausgabe, Beilage, S. 3. (GA 2, S. 200–203).
- 8 Kurt Tucholsky: *Die Vormerkung aus Paragraph 1179 BGB und ihre Wirkungen*, Leipzig 1915. (GA 2, S. 208–260).
- 9 Für die Kritik von Kraus siehe den Kommentar in GA 2, S. 838–839. Siehe auch Michael Hepp: *Kurt Tucholsky. Biographische Annäherungen*, Reinbek 1993, S. 108–117.
- 10 Brief an Hans Erich Blaich vom 6.8.1917, in: Kurt Tucholsky: *Ausgewählte Briefe 1913–35*, Reinbek 1962, S. 50. (GA 16, S. 110f).
- 11 Theobald Tiger: »Trotzdem –!«, *Frankfurter Zeitung*, 63. Jg., Nr. 266 (25.9.1918), Abendausgabe, S. 1. (GA 2, 383). Siehe auch den Kommentar, ebenda, S. 837–840.
- 12 Brief an Mary Gerold-Tucholsky vom 17.8.1918, in Kurt Tucholsky: *Unser ungelebtes Leben. Briefe an Mary*. Reinbek 1982, S. 137. (GA 16, S. 363).
- 13 Brief an H.E. Blaich vom 21.7.1916, siehe Anm. 10, S. 34. (GA 16, S. 86).
- 14 Brief an H.E. Blaich vom 8.3.1918, ebenda, S. 56. (GA 16, S. 181).
- 15 Brief an H.E. Blaich vom 28.6.1917, ebenda, S. 49. (GA 16, S. 110).
- 16 Brief an Mary Gerold-Tucholsky vom 30.9.1918, siehe Anm. 12, S. 168–169. (GA 16, S. 438f).
- 17 Brief an Mary Gerold-Tucholsky vom 25.10.1918, ebenda, S. 193. (GA 16, S. 477).
- 18 Ebenda, S. 193–194. (GA 16, S. 478).
- 19 Brief an Mary Gerold-Tucholsky vom 2.11.1918, ebenda, S. 200. (GA 16, S. 486).
- 20 Ebenda.
- 21 Ignaz Wrobel: »Militaria«. Zur Erinnerung an den ersten August 1914«, in: WB, 15. Jg., Nr. 34 (14.8.1919), S. 190. (GA 3, S. 261).
- 22 Vergleiche Hepp, siehe Anm. 9: »Die radikale Ablehnung des Offiziersgeistes beruht unter anderem auf der Erfahrung der eigenen Verführbarkeit.« (*Biographische Annäherungen*, S. 106).
- 23 Ignaz Wrobel: »Militaria. Unser Militär«, in: WB, 15. Jg., Nr. 9, (20.2.1919), S. 204. (GA 3, S. 57).
- 24 Ignaz Wrobel: »Der Offizier der Zukunft« in: WB, 15. Jg., Nr. 24 (5.6.1919), S. 662. (GA 3, S. 186).
- 25 Kaspar Hauser: »Unser Militär!« in: WB, 15. Jg., Nr. 23 (29.5.1919), S. 629–630. (GA 3, S. 177–179).
- 26 Kaspar Hauser: »Das Heil von außen«, in: WB, 15. Jg., Nr. 19 (1.5.1919), S. 516. (GA 3, S. 137).
- 27 Wolfram Wette: *Gustav Noske, eine politische Biographie*. Düsseldorf 1988, vor allem S. 787–799.
- 28 Ignaz Wrobel: »Militaria. Unser Militär«, Siehe Anm. 23.
- 29 Ignaz Wrobel: »Schuldbuch«, in: WB, 15. Jg., Nr. 36 (28.8.1919), S. 255. (GA 3, S. 387).
- 30 Ignaz Wrobel: »Neuer Militarismus«, in: WB, 16. Jg., Nr. 41, (2.10.1919), S. 406. (GA 3, S. 316).
- 31 Ignaz Wrobel: »Henny Noske«, in: WB, 15. Jg., Nr. 37, (4.9.1919), S. 303–304. (GA 3, S. 293–95), sowie Kaspar Hauser: »Ich schnitt es gern...«, in: WB, 15. Jg., Nr. 41, (2.10.1919), S. 420. (GA 3, S. 318).
- 32 Ignaz Wrobel: »Das leere Schloß«, in: WB, 16. Jg., Nr. 8, (19.2.1920), S. 241. (GA 4, S. 68).
- 33 Ignaz Wrobel: »Oberpräsident Noske«, in: *Die Freiheit*, 3. Jg., Nr. 251, (29.6.1920), Abendausgabe, S. 2. (GA 4, S. 282).
- 34 Ignaz Wrobel: »Der Knochenzerschlager«, in: *Berliner Volks-Zeitung*, 68. Jg., Nr. 100 (24.2.1920), Morgenausgabe, S. 2. (GA 4, S. 76–78).
- 35 Ignaz Wrobel: »Kapp-Lüttwitz«, in: WB, 16. Jg., Nr. 12–14, (25.3.1920), S. 362. (GA 4, S. 115–116).
- 36 Siehe Kommentar zu »Der Tag der Wahrheit. Eindrücke aus einer Versammlung«, in GA 3, S. 761–762. Hervorhebungen im Original.
- 37 Peter Panter: »An Theobald Tiger«, in: WB, 14. Jg., Nr. 29, (18.7.1918), S. 62. (GA 2, S. 362).

- 38 Ignaz Wrobel: »Der Tag der Wahrheit. Eindrücke aus einer Versammlung«, in: *Berliner Volks-Zeitung*, 67. Jg., Nr. 603, (17.12.1919), Abendausgabe, S. 1–2. (GA 3, S. 460).
- 39 Ignaz Wrobel: »Militaria. Zur Erinnerung an den ersten August 1914«, in: *WB*, 15. Jg., Nr. 34 (14.8.1919), S. 199. (GA 3, S. 273).
- 40 Ignaz Wrobel: »Erinnerung für die Wahl«, in: *Berliner Volks-Zeitung*, 68. Jg., Nr. 260 (5.6.1920), Morgenausgabe, S. 2. (GA 4, S. 230–231); Theobald Tiger: »Zum 6. Juni«, in: *Freie Welt*, 2. Jg., Heft 20, (6.6.1920), S. 2 (GA 4, S. 233–234).
- 41 Ignaz Wrobel: »Wo bleiben deine Steuern –? 1. Teil«, in: *Freiheit*, 3. Jg., Nr. 487, (18.11.1920), Abendausgabe, S. 1–2. (GA 4, S. 498–503). Ignaz Wrobel: »Wo bleiben deine Steuern –? 2. Teil«, in: *Freiheit*, 3. Jg., Nr. 48–49, (19.11.1920), Abendausgabe, S. 1–2. (GA 4, S. 507–511).
- 42 Siehe Kommentar zu »Der Tag der Wahrheit«, GA 4, S. 762.